

Luis Töchterle, 54, sitzt an Werktagen oft im Jugendreferat des Alpenvereins und geht am Wochenende gern auf Skitour.

diese Möglichkeit be-
reits, wie Bürgermeister
n. Rudi Tschol der „Krone“
schildert: „Es gibt eine
entsprechende Gemein-
deverordnung, die Stra-
ßen zwischen 20

Mittwoch, 26. Jänner 2005
Gefahrenstufe 4 in Tiroler Bergen abseits
Wer in Sperre für
Über ein Dutzend Personen wurden seit dem dies-
jährigen Wochenende in Tirol von Lawinen reit-
erschüttert, wie sie in gepulverte Hänge eingefahr- Ru-
gel

Mit der Informationsgesellschaft in eine Sackgasse

von Luis Töchterle

Drei Szenen nach einem Lawinenunfall

■ Szene 1

Wir sitzen in Jimmy's Bar, sozusagen im Werk 2 des Alpenvereinshauses in Innsbruck. Wir, das sind zwei, drei Bergführer aus dem Referat Bergsport und dem Sportgeschäft im Erdgeschoß, der/die eine oder andere zufällig anwesende BesucherIn und ich. Das Gespräch dreht sich um einen Bergunfall, der sich – sagen wir – erst gestern irgendwo in der Nähe zugetragen hat und zwei Menschenleben gekostet hat.

Die Stimmung ist gedämpft, aber unaufgeregt, fast ein bisschen fatalistisch. Die besprochenen Themen kreisen um die Frage nach der genauen Unfallstelle, welche Route gewählt wurde, wie wohl jetzt die Verhältnisse dort sind, ob jemand die Unfallbeteiligten kennt. Oder gekannt hat. Die Frage nach Erkenntnissen, Konsequenzen wird kaum gestellt, höchstens als abschließende Feststellung, dass von zwei Möglichkeiten viel- leicht doch die andere gewisse Vorteile hat. Insgesamt geht's eher um Details, Nuancen. Be- oder Verurteilungen der Betroffenen kommen überhaupt nicht vor, man merkt, dass aus der Distanz zum Geschehen eben viele Fragen noch offen bleiben müssen.

■ Szene 2

Am Nachhauseweg von der Arbeit bin ich noch kurz in der Schank eines Dorfgasthauses im Stubaital. Ein paar Einheimische sitzen beim Bier und jemand redet mich auf diesen Unfall an, fragt, was ich dazu sage. Ich berichte das Wenige, das ich dazu weiß, soweit es nicht ohnehin schon aus den Medien bekannt ist.

Deutlich zu spüren ist ein gewisses Unverständnis, warum man ausgerechnet jetzt überhaupt da hinauf gehen muss. Ich komme gleich in die Defensive, weil ich ja auch solche Sachen mache. Das bisschen, was man von den Betroffenen weiß (Innsbrucker? Wiener? Deutsche? Jugend- liche? Snowboarder?) reicht schon für ein grobes Vorurteil nach dem Motto: "Es ist ja immer das Gleiche, die lernen's eben nie!" Vielleicht kommt noch ein gewisses Bedauern dazu, dass solche Nachrichten dem heilen Bild vom Bergtourismus schaden könnten.

■ Szene 3

Daheim ruft ein befreundeter Gast aus dem Norden Deutschlands ganz aufgeregt an. Er hat in den Nachrichten vom Unfall erfahren, das muss ja schrecklich gewesen sein! Ob es bei uns jetzt wirklich überall so gefährlich ist? Und warum niemand etwas dagegen unternimmt? Um seine Aufregung nachvollziehen zu können, schaue ich mir die Berichte deutscher Zeitungen im Internet an. Die Überschriften sind wirklich heavy, es wimmelt bei uns scheinbar von Todeshängen, weißen Höllen, Bergdramen und unvorstellbar Leichtsinningen, die sich da herumtreiben. Allerdings unterscheiden sich diese Meldungen nicht wesentlich von österreichischen Medienberichten, auch hier finde ich die Schlagzeile "Tiefschneefahren ist lebensgefährlich!". Den absoluten Tiefpunkt erreichen die Internetforen bei den ORF-Meldungen, die Vorschläge gipfeln in heftigen Forderungen nach (möglichst alles) Absperren, Verboten, Bestrafen. Untermauert von einem unerschöpflichen Heidenklischee über Bergrettungsleute, die offenbar bei jedem Einsatz Kopf und Kragen riskieren müssen.

Die Entfernungs-Hypothese

Diese Wahrnehmungen folgen einem Muster, das nach Ereignissen mit gravierenden Folgen häufig zu beobachten ist; an der eigenen Reaktion auf bestimmte Nachrichten kann ich es ebenso feststellen. Sie ergeben ein Bild, das auf den ersten Blick paradox anmutet, nennen wir es die Entfernungs-Hypothese:

"Je weiter (räumlich und fachlich) jemand von einem dramatischen Ereignis entfernt ist, umso emotionaler beurteilt er/sie es und umso radikaler fallen die vorgeschlagenen Maßnahmen aus."

Beim genaueren Hinsehen erscheint dieser Trend gar nicht mehr so paradox. Fachlichkeit und Nähe führen immer zur Differenzierung, zur Unterscheidungsfähigkeit, sie ermöglichen damit eine rationale Struktur von Wahrnehmungen. Den Ahnungslosen hingegen fehlt die Möglichkeit, solche Ereignisse rational zu verarbeiten, sie reagieren daher entweder – und das trifft wohl auf die überwiegende Mehrzahl zu – gleichgültig oder eben emotional. An die Stelle des Verstehens tritt das Verurteilen. Die hilflose Unfähigkeit, wirksame Präventions- vorschläge machen zu können, drückt sich in Radikalismen aus.

Zumindest zwei Faktoren dürften einen Sog zur emotionalen Reaktion begünstigen. Wer unter einem ereignisarmen Alltag leidet, begibt sich gerne in virtuell aufregende Räume. Das kann z.B. das Glamourleben von Prominenten sein, das über die Yellow Press in jedes Kleinbürgerleben geholt werden kann. Ein herrliches Feld, um aufgestaute "Entrüstungsbedürfnisse" hemmungslos auszuleben! Ähnliche Entrüstungsbedürfnisse

können auch die eigentümliche Aufregung über Leute (Bergsteiger oder Variantenfahrer) erklären, die sich in reale Gefahren begeben. Besonders im Zusammenhang mit Tod und Gefahr mag ein zweiter Faktor mitspielen, nämlich die Angst. Offensichtlich gibt es archetypische Ängste, also Ängste, die jede/r kennt, ganz unabhängig von individuellen Lebenserfahrungen. Etwa die Angst vorm Fallen, vorm Ertrinken, Ersticken, Vergiftet-Werden, die Angst um das Leben der Kinder. Vielleicht könnte man sogar von einer Ängste-Hierarchie reden, wenn man den medialen Erfolg bestimmter Nachrichten analysiert: Die Angst vorm Gefressen-Werden scheint da ganz weit oben zu rangieren – wenn ein Urlauber irgendwo auf der Welt von einem Bären attackiert wird, geht der Bericht darüber rasend schnell um den ganzen Globus. Filmerfolge wie "Der weiße Hai" ließen sich so verstehen, und richtige Lawinen und Tote eignen sich anscheinend ebenso zum kollektiven Gruseln. Dass medial erzeugbare Erregung in keinem rational begründeten Zusammenhang mit realen Gefahren steht, lässt sich auch aus einem anderen Phänomen schließen. Stellt man statistische Fakten und Medieninteresse in Relation zueinander, findet man sich unversehens in einer Welt voller Fragezeichen.

■ In Österreich sterben jedes Jahr 13.000 Menschen an den Folgen des Rauchens, 11.000 am Alkoholkonsum – warum gilt die öffentliche Erregung aber den 200 – 300 Toten aufgrund illegaler Drogen?

■ Ungefähr 1.000 Personen sterben jedes Jahr im Straßenverkehr, dazu kommen Tausende Verletzte – warum gehört die Lufthöhe über Stammstischen und Redaktionen aber den ca. 25 Lawinentaloten?

■ "Bleiben Sie auf den sicheren Pisten!" werden wir bei ("extremer"!) Lawinenwarnstufe drei aufgefordert – warum auf den Pisten, dem eigentlichen Schlachtfeld, mit annähernd gleich viel Toten wie durch Lawinen und einer ungleich höheren Zahl an teilweise Schwerstverletzten?

Diese Liste ließe sich fortsetzen. Straßenverkehr, Saufen und Pisten sind eben allen vertraut, da ist man nah dran. Die Tourengänger hingegen sind weit weg. Räumlich und fachlich.

Um ein mögliches Missverständnis zu vermeiden, muss ich an dieser Stelle noch etwas feststellen. Dies ist keine Medienbeschimpfung! Erfolgreiche Medienleute haben lediglich ein gutes Gespür, was die Leute gerne lesen oder hören wollen. Bei ihnen liegt nicht die Ursache, schon gar nicht die Schuld für die dargestellten Phänomene, sie sind aber ein sehr klarer Spiegel dafür.

Mit viel Information in die Irre

Wenn die aufgestellte Entfernungshypothese stimmt, wird es spannend, sie auf die Folie gesellschaftlicher Entwicklungen zu legen. Das Ausmaß der durchschnittlichen Entfernung – wieder räumlich und fachlich betrachtet – zwischen Ereignissen und den Empfängern der Nachricht nimmt nämlich rapide zu. Und damit die Emotionalität der Urteile aus der Distanz und die Radikalität der vorgeschlagenen Maßnahmen. Wir informieren immer mehr Leute über Dinge, von denen sie immer weniger verstehen. Dazu tragen mehrere parallele Entwicklungen bei:

- Unsere Informationsgesellschaft sorgt dafür, dass jedes Ereignis sehr schnell und weit verbreitet wird. Was vor ein paar Jahren noch im Kreis von Interessierten und den in näherer Umgebung Lebenden blieb, kann heute rasch und weltweit von fast jedermann rezipiert werden.
- Die Zahl jener, die solche Nachrichten erhalten, explodiert. Man kann annehmen, dass der Durchschnitt fachlichen Wissens bei den Empfängern damit rasch absinkt.
- Expertentum wird an den Rand gedrängt, die Fachbereiche zersplittern, die Nachrichtenflut bewirkt, dass man sich mit nichts mehr wirklich genau beschäftigen will.
- Der rundum abgesicherte, ereignislose Alltag wird immer mehr zum gesellschaftlichen Standard. Dazu trägt nicht nur die Überalterung unserer Gesellschaft bei. Stetig steigende Sicherheitsansprüche und –standards; zunehmender Bewegungsmangel und immer mehr Freizeit in virtuellen Räumen lassen die paar Menschen, die sich wirklich noch in die Natur begeben und dort vielleicht auch noch Gefahren aussetzen, zu einer Minderheit von Exoten werden.
- Die sich ausbreitende Sicherheitsysterie lässt zunehmend Ängste statt Chancen zum Leitmotiv persönlicher und politischer Entscheidungen werden. Die Angst vor der Angst lähmt und bindet immer mehr Ressourcen. Warn- und Rettungssysteme, doppelte und dreifache Redundanzen für Sicherheitssysteme boomen. Applaus erhält, wer nach mehr Kontrollen, Verboten und Überwachungsaufwand ruft. Diese Entwicklungen lassen aus der Entfernungs-Hypothese ein bedrohliches Syndrom werden. Denn die politische Perspektive, die sich daraus abzeichnet, stimmt bedenklich. PolitikerInnen in einem demokratischen System müssen sich nach Mehrheitsmeinungen richten. Experten können zwar Vorschläge und Konzepte machen, im Rahmen von Sachzwängen geben aber Mehrheiten vor, wo's lang geht. Dass diese Mehrheiten, wie dargestellt, immer inkompetenter und irrationaler werden, wird (und darf?) daran nichts ändern.

